

Christoph Dieckmann

Kalendergeschichten

Rede zum 20. Jahrestag der deutschen Vereinigung am 3. Oktober 2010 im
Rathaus zu Halberstadt

Meine sehr geehrten Damen und Herren, liebe Halberstädter Festversammlung,

ich danke Ihnen von Herzen für die Einladung nach Halberstadt. Es ist mir eine große Ehre und Freude, daß ich heute hier zu Ihnen sprechen darf. Freilich muß ich gestehen, daß ich kein ganz echter Halberstädter bin. Aber doch fast. Mein Vater Hans – Joachim Dieckmann ist hier geboren und aufgewachsen, seine Schwester, meine Tante Ingeborg Bachmann, und mein Cousin Thomas Bachmann leben noch heute hier. Mein Vater war von 1958 bis 1968 Pfarrer in Dingelstedt, wo ich meine Kindheit verlebte. Ungezählt sind die Ausflüge zu den Großeltern nach Halberstadt. Man strampelte mit dem Fahrrad bis Röderhof, man schnaufte den Huy empor, vorbei an Gambrinus und Schwedenstein. Hinterm Kamm sauste man abwärts, den Honigkuchenberg hinunter. Der Wald endete. Soweit das Auge reichte, erstreckte sich das Harzer Vorland, aus dem die vertrauten Halberstädter Türme wuchsen: die Zwillinge des Doms, die ungleichen Brüder Sankt Martini, das wuchtige Geviert Unserer lieben Frauen. An guten Tagen sah man rechts den Brocken ragen.

Der Brocken, nicht das Brandenburger Tor, ist mein Symbol der deutschen Teilung gewesen, obwohl ich seit 1978 in Berlin lebe. 1961, da war ich fünf, machten wir einen Harzausflug. Auf dem Brockengipfel wurde mir ein Mecki gekauft. Einige Wochen später stürzte Brocken-Mecki von der Kommode. Sein Bein brach ab. Ich heulte und wollte unverzüglich wieder zum Brocken, um einen neuen Mecki zu bekommen. Das geht nicht, sagte Vater, da ist jetzt die Grenze.

Meine kindliche Brockenbesteigung geschah am 3. August 1961. Woher ich das weiß? Aus den Tagebüchern meines Vaters. Er war ein penibler Chronist. Seit 1931 notierte er sein Leben in Kalenderbüchern. Er hielt, wie man so illusorisch sagt, seine Tage fest. Schon äußerlich annonciieren die Kalender eine deutsche Chronik: Auf den Almanach „Sport und Wandern“ folgt „Lucas´ Schülerfreund für Schüler und Schülerinnen höherer Lehranstalten“, wie das Martineum eine war. Die Kriegsjahre wurden in dürftigen Scharteken skizziert, das Jahr 1945 steckt in einem italienischen Notizbüchlein. Unter Lunedì (Montag), dem 9. Aprile,

steht: „Wehrmachtbericht: Hildesheim gefallen, Halberstadt schwer bombardiert.“ Vater ist Horchfunker, in Südtirol. Am 8. Maggio verzeichnet er in Flachau, im Salzburger Land: „Abgabe der Waffen“, tags darauf, am 9. Mai: „Seit 0100 Uhr auch gegenüber den Russen bedingungslose Kapitulation (...) Abends spricht der Kommandeur. Anschl. A.G. Englisch (ab nun fast jeden Abend).“

Es folgte die große Lebenswende meines Vaters, hin zum christlichen Glauben und zur Theologie. Bereits 1947 führt er den „Deutschen Pfarrerkalender“, auf den, über Jahrzehnte, der „Kirchliche Amtskalender“ folgt. Daß am 7. Oktober 1949 eine Deutsche Demokratische Republik gegründet wurde, ist nicht vermerkt. Fünf Tage zuvor hatten meine Eltern sich verlobt und wohl andere Interessen. Der 13. August 1961 bringt „Sperrung des Reiseverkehr nach Westberlin. (...) Nachmittags bei Sonnenschein Spaziergang mit der Familie in den Huy (ein Stück Richtung Wilhelmshall, über Mönchhai zurück).“

Nun springen wir rabiati, zum 9. November 1989: „Öffnung der Berliner Mauer!“, in Rot. „Abends (...) „Der große Preis“ mit Wim Thoelke gesehen, danach die Tischreden des poln. Ministerpräsidenten Masowiecki u. von Bundeskanzler Kohl in Warschau anläßl. v. Kohls Staatsbesuch in Polen. – Die DDR macht für die Ausreisenden bedingungslos die Grenze zur Bundesrepublik auf! Kein Umweg über die CSSR mehr erforderlich. Aber was soll werden, wenn weiterhin täglich über zehntausend DDR-Bürger ausreisen??!“

Ja, was sollte werden? Deutschland wurde. Ich weiß noch, wie Vater leuchtenden Gesichts Willy Brandts Epochenwort wiederholte: Jetzt wächst zusammen, was zusammengehört. Er kam der 3. Oktober 1990: „Feiertag der deutschen Vereinigung“, schreibt Vater so sperrig wie stimmig. „Ein strahlender Sonnentag“. Vormittags findet in der Sangerhäuser Jacobikirche ein ökumenischer Gottesdienst statt. Vater ist bereits im Ruhestand. Es amtiert mein Kommilitone und Fußballkamerad Matthias Barthels, dessen Nationalgefühle sich anscheinend in Grenzen hielten. „Br. Barthels predigte über Jesus als dem Brot des Lebens. Alles richtig, aber der Anlaß des heutigen Tages ging fast unter!“ Wenigstens das Fernsehen liefert das Vermißte, besonders eine „gr. richtungsweisende Rede v. Bundespräsident Richard v. Weizsäcker. Dazu die Bachkantate 110“ sowie „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes“ von Haydn. Sodann Kaffeetrinken „(auf dem Balkon!)“ und „gr. Spaziergang mit dem Fernglas durch die Felder“.

Die deutsche Geschichte ist weit, die deutsche Idylle immer nahe, nicht nur in den Tagebüchern meines Vaters. Jedes Leben verschmilzt Historie und Biographie. In den Geschichtsbüchern kommt das Einzelleben meistens gar nicht vor. In persönlichen Erinnerungen wird das Historische privatisiert. Es ist der Beruf des Reporters, beide Arten von Geschichte miteinander ins Gespräch zu bringen.

Vaters Tagebücher waren nicht für die Kiste geschrieben. Er hat sie publiziert, wenngleich in sehr überschaubarem Rahmen: im Familienkreis. Allmorgendlich zum Frühstück wurde daraus vorgelesen. Neben Sirup-Glas und Kunsthonig-Becher erhob sich das väterliche Erinnerungsgebirge. Dann hub der Autor an: Vor 50 Jahren ... Vor 25 Jahren ... Vor 20 Jahren ... Vor zehn Jahren ... Vor fünf Jahren ... Vor einem Jahr ... Das dauerte. Wir Kinder liebten diese Vergangenheitsreisen. Nur Mutter stöhnte, allzeit auf dem Sprung zu häuslicher Pflicht.

Liebe Halberstädter Festversammlung, jetzt dürfen Sie stöhnen. Ich habe nämlich mit Ihnen im Prinzip dasselbe vor. Ich möchte Ihnen von meinen Tagen der Deutschen Einheit erzählen, beginnend vor zwanzig Jahren. Den 3. Oktober 1990 habe ich gar nicht hierzulande erlebt. Seit Juni 1990 reiste ich durch die USA, inmitten einer Gruppe von zehn Journalisten aus zehn Ländern, die *Amerika* kennenlernen sollten und wollten. Anfang Oktober war Washington erreicht. Justament am 3. Oktober besuchten wir das Weiße Haus. Vom Pressegespräch stahl ich mich fort, durchstreifte Gänge und landete im Rosengarten. Den großen Rasen umspannte eine Kordel. Auf Stühlen warteten geputzte Menschen. Ich überstieg die Kordel und setzte mich in die erste Reihe. Der Präsident erschien, George Bush senior, und sprach über die Glocken der Freiheit und Freude, die heute in Deutschland läuten würden. Die Kapelle der US-Marines spielte das Deutschlandlied und das Bundeswehr-Blasorchester „The Star-Spangled Banner“, die amerikanische Hymne. Der Kinderchor der deutschen Schule sang „Auf der schwäbschen Eisenbahne.“ Mein Nachbar bemerkte: Man staunt ja, wie viel Menschenmaterial zu so einer Feier gehört.

Gewiß. Und alles außer mir war westdeutsch. Das wurde mir zum Sinnbild der deutschen Vereinigung. Erstmals erfuhr ich, und dann noch sehr oft, was 1990 stattfand: keine Vereinigung von Gleichen, sondern die gnädige Adoption der bankrotten DDR durch die prosperierende BRD. Ein kaputter, demoralisierter Staat hängt sich an einen intakten. Das Wir-sind-ein-Volk wurde Fünftelvolk, zu den Bedingungen der westdeutschen Mehrheitsgesellschaft, die gar keinen Osten brauchte. Der Westen war in sich komplett – wirtschaftlich, ideologisch, kulturell, mit wohlgefüllten Aufsichtsräten, Redaktionen, Fußball-Ligen und Parteizentralen. Letzteres führte zu den Triumphen der PDS. Sie maßte sich eine Ost-Repräsentanz an, die ihr historisch zu allerletzt zugestanden hätte. Sehr viele Wähler akzeptierten ihren Radikalschwenk zur Wahrerin ostdeutscher Prägungen und Interessen. Die anderen Parteien waren ja altbundesdeutsch, mit kleinen Ost-Filialen.

Der Westen kam über den Osten wie das Gesetz über die Sünde. Hier war alles falsch, weil dort alles richtig wäre. Wer kalt ist, könnte sagen: Der Osten hat das so gewollt, in freien Wahlen, inklusive der Regelung „Rückgabe vor Entschädigung“, die zu einem gigantischen Vermögensabfluß nach Westen führte. Und in wahrhaft historischer Naivität glaubten viele Ossis, Helmut Kohl sei Wirtschaftskommandant und garantiere Arbeitsplätze.

Vor zehn Jahren war diese Naivität längst verflogen. Gerhard Schröder regierte, mit Rot-Grün, 1998 ins Amt gebracht durch die Mehrheit der Ostdeutschen, die 1994 noch einmal auf Helmut Kohl gesetzt hatten. Der 3. Oktober des Jahres 2000 war ein Dienstag, Läuteten in Deutschland abermals die Glocken? Ich weiß es nicht. Ich war wieder nicht daheim, sondern in der Türkei. Auf Einladung der Konrad-Adenauer-Stiftung sollte ich in Ankara eine Rede über Einigkeit und Recht und Freiheit halten. Zweihundert Hörer erschienen, dazu elf Kamerateams, denn vor mir sprach Mesut Yilmaz, der gewesene türkische Ministerpräsident. Ich wollte sehr mutig sein und den osmanischen Massenmord an den Armeniern erwähnen. Also schloß ich meine Predigt damit, daß weder Menschen noch Nationen ihre Geschichte verlassen könnten. Frei seien Völker, die es wagen, auch die dunklen Seiten ihrer Chronik aufzuschlagen. Im Buch der deutschen Geschichte stünden für immer die Juden, im Buch der Amerikaner die Vietnamesen, im türkischen Buch die Kurden, und die Armenier auch.

Die Heldentat mißlang. Ministerpräsident Yilmaz war bereits gegangen, mit ihm sämtliche Kamerateams und die Hälfte der Hörer. Die Verbliebenen schwiegen eisig. Endlich erhob sich ein würdiger Türke und sprach, das habe er nicht erwartet. Solche Worte paßten nicht zu einem Feiertag, schon gar nicht vom Abkömmling eines Volkes, das seine Lieblingsschwimmerin ermordet habe: Kornelia Ender.

Dieser Name in Ankara! Es war surreal: Kornelia Ender, nicht der Holocaust, als Gegenargument für den Mord am armenischen Volk. Gottlob, Kornelia Ender lebte. Quietschmunter erschien sie in der „Super-Illu“ und in einer der zahllosen Ostalgie-Shows, die damals über alle deutschen Fernsehkanäle flimmerten. Von manchen Betrachtern wurden diese platten Lustbarkeiten als Verherrlichung des SED-Regimes verdammt, als Verharmlosung der ostdeutschen Diktaturgeschichte.

Ich empfand anders. Nicht die DDR wurde mythisiert. Der wahre Mythos ist doch die eigene Jugend. Die einen feiern, was sie liebten, die anderen, daß sie´s glimpflich überstanden haben. So oder so: Dumm wird Ostalgie, wenn sie lügt und tüncht, wenn sie Kollektiv-

Identität behauptet, wo das einzelmenschliche Gewissen sprechen mußte. NVA-Romantik, Stasi-Vergessenheit, Blauhemd-Parties, das ist dumme Ostalgie. Genauso töricht ist es, Täve Schur und Schnatterinchen mit der antikommunistischen Keule zu bekämpfen.

Es gab in der DDR einen verbreiteten Komplex: die Minderachtung des Eigenen. Noch heute wirkt er als Gefühl, als Ostler sei man Deutscher zweiter Klasse. Ehrliches Erinnern wehrt sich dagegen mit Individualität. Es beharrt auf persönlicher Geschichte, auf unverkürzter Biographie. Mein DDR-Gedächtnis bevölkern nicht bloß Anpasser und Aufpasser, sondern ebenso die selbstbestimmten Menschen, die Moralisten und Stromaufwärtskrawler, Christen, Literaten, Musiker und Tramps, deren Geist die Grenzen der DDR überflog, auch wenn der Körper hierbleiben mußte. Dumm sind wir nicht gewesen, nur dumm regiert. Und falls wir damals feige waren, wollen wir heute nicht lügen.

Fünftehn Jahre Einheit, 3. Oktober 2005. Da war ich in Deutschland, tief im Südwesten, auf der schwäbischen Eisenbahn unterwegs in die Provinz. Das Städtchen, das ich besuchte, war recht klein. Möglichst langsam ging ich durch die Gassen, sonst wäre ich, kaum durchs Stadttor eingetreten, schon wieder durch das Gegentor hinausgesaut. Ein weißhaariger Senior kam mir entgegen: mein schwäbischer Patenonkel Reinhold Weygandt, den ich seit meinem dritten Lebensjahr nicht gesehen hatte. Zu Ostzeiten hatte er mir Matchbox-Autos und Jazzplatten übersandt. Er schien ein wenig gealtert seit 1959, doch er begrüßte mich ganz selbstverständlich: Na Chrischtoph, da bischte ja. Die Menschen des Städtchens erschienen bieder und nett. Es gab ein Schloß, die Kirche barg einen großartigen gotischen Schnitzaltar, ich wurde bestens bewirtet und am Nachmittag durch die Weinberge geführt. Ich dachte: Dies ist Deutschland im Idealzustand, ein bürgerliches Paradies.

Der Name der Stadt? Winnenden.

Was weiß der Fremde? Nichts. Auf schreckliche Weise wurde Winnenden am 11. März 2009 zum gesamtdeutschen Begriff. Der Amoklauf des Tim Kretschmer an der Albertville-Realschule kostete 16 Menschenleben. Das Massaker wirkt ein grausiges westdeutsches Gegenstück zu dem Blutbad, das der Schüler Robert Steinhäuser am 26. April 2002 im Erfurter Gutenberg-Gymnasium angerichtet hat. Auch er tötete 16 Menschen, dann sich selbst. Auf fürchterliche Weise bezeugen auch solche Katastrophen die deutsche Einheit. Die beiden Desaster sind nicht Ost oder West, sie sind unserem Land geschehen, so wie auch die Oderflut 1997 und das sächsische Hochwasser von 2002 als gesamtdeutsch wahrgenommen wurden.

Liebe Festgemeinde, meine Erinnerungen an Tage deutscher Einheit kommen

langsam näher: 1990 Washington, 2000 Ankara, 2005 Winnenden. Vor einem Jahr war ich in Halberstadt. Ich muß ein bißchen schummeln, um einen Tag. Es war der 4. Oktober 2009, an dem sich Hunderte, sicher auch viele Ihnen, in der Martinikirche versammelten, um des Halberstädter Aufbruchs 1989 zu gedenken. Dies war ein anderer 20. Jahrestag als der heutige. Der 3. Oktober ist künstlich. Als wohl einziges Volk der Welt haben wir Deutschen einen Nationalfeiertag, der festgelegt wurde, als das dazugehörnde Ereignis noch gar nicht stattgefunden hatte. Weiser wäre es gewesen, den 9. Oktober zu wählen, nach jenem Tag der Friedlichen Revolution, an dem in Leipzig 70 000 Menschen auf die Straße gingen und der große Umbruch unumkehrbar wurde.

DDR-weit, Stadt für Stadt, faßten in jenen Oktobertagen 1989 Menschen Mut, entkrümmten ihr Rückgrat, standen auf, gingen los. Jens Reich hat voriges Jahr in seiner Martinikirchen-Rede eindrucksvoll daran erinnert. Und die Halberstädter, angestupst von Monika Hinz und Ute Gabriel, machten sich selbst ein wunderbares Erinnerungsgeschenk mit dem Buch „Der Flug der Hummel“, das der Halberstädter Erhebung von 1989 vielstimmig gedenkt.

Oft wird beklagt, daß die emanzipatorische Aufbruch nach dem Fall der Mauer einen dramatischen Abbruch erfuhr. Aus dem Ruf WIR SIND DAS VOLK wurde WIR SIND EIN VOLK. Die Freiheit privatisierte sich. Viele wünschten sich zumindest eine längere Übergangszeit, eine Konföderation zwischen Ost und West.

Aber wie, bei offenen Grenzen? Die Politik hechelte der sogenannten Straße hinterher. Und – hier spricht der Berliner – man kann bei offenen Grenzen nicht Binnenwirtschaft treiben, wenn Westberliner im Osten das Bier für sieben Pfennig trinken. Dafür ruinierte die Währungsunion die DDR-Industrie, deren Produkte für Devisen unverkäuflich waren. Die DDR wurde unregierbar. Am Ende blieb die Einigungsvertrag genannte Unterwerfung: Helmut, nimm uns hin!

So war's nun mal. 1990 ist lange her. Man erspare mir die Würdigung von Sand- und Ampelmännchen und jenes uckermärkischen Pflaumenkuchens, den die Kanzlerin als einzigen Krümel ihrer Östlichkeit zu rühmen wagt. Was den globalen Kapitalismus betrifft, haben die Deutschen, Ost wie West, seither dieselben Erfahrungen gemacht. Leider wuchern die Sozialabstände im fünftreichsten Land der Erde zunehmend in perverse Dimensionen. Deutschland ist quergeteilt, nicht längs. Der Graben verläuft nicht zwischen Ost und West, sondern zwischen Oben und Unten.

Insgesamt scheint der Westen die stabilere Gesellschaft. Im Osten ist die Arbeitslosigkeit doppelt so hoch. Vergreisung droht. Jugend wandert westwärts, dafür glänzen die mit

westlichem Geld geretteten Innenstädte. Die Instanzen von Rechtsstaat und parlamentarischer Demokratie arbeiten. Sie bedürfen jedoch des bürgerschaftlichen Engagements, so wie es viele Halberstädter gestern gegen Rechts bezeugten. Da spürt man Kraft und ein Bekenntnis: Dies ist *unsere* Stadt.

Liebe Festversammlung, die Deutschländer wurden vereinigt. Von *Wiedervereinigung* mag ich nicht reden, denn ich sehe Deutschland als Zukunftsprojekt, nicht als Restauration eines verdienstermaßen untergegangenen Reichs. Was sich nicht vereinigen läßt, das sind die Jahrzehnte deutsch-deutscher Unterschiedsgeschichte. Beides, Einheit und Verschiedenheit, empfinde ich als Bereicherung, in seltenen Momenten als Glück. Eins hat der Osten dem Westen voraus: den Zeitenbruch, der die ostdeutschen Biographien durchzieht. Wer einmal seinen Staat verschwinden sah, betrachtet aktuelle Mächte ohne letzten Ernst.

Zwei Ängste hatte ich vor der deutschen Einheit. Ich fürchtete einen neuen deutschen Nationalismus und die Militarisierung der Außenpolitik. Die erste Angst scheint zerstreut, doch Vorsicht. Harz-Anrainer kennen Heinrich Heines Wort: „Der Brocken ist ein Deutscher.“ Das deklariert gewiß nicht den Harz zum arischen Mythengebirge und Sammlungsraum der Rechten. Es ist entsetzlich, daß im April 2000 in Halberstadt ein Mann erstochen wurde, weil er sich gegen die Beschallung mit Nazi-Liedern verwahrte. Gleichfalls unvergessen bleibt der rechte Überfall auf die Schauspielertruppe im Juni 2007. Einprägsam war mir auch ein Domplatz-Erlebnis vom März 2005. Aus einem Auto stieg eine junge Familie, begrüßt von einer anderen jungen Familie. Ein kleines Mädchen wurde ermahnt: Hast du dem Onkel schon Sieg Heil gesagt?

Dies geschah wenige Schritte entfernt von dem Stelendenkmal zur Erinnerung an die Halberstädter Juden. Es trägt die ermordeten Namen Russo, Calm, Cohn, Ney, Simatzky, Ascher, Plant, Beverstein ... Sabine Klamroth hat in ihrem Buch „Erst wenn der Mond bei Seckbachs steht“ den Halberstädter Juden ein Gedächtnis bewahrt. Man kann die Synagogen besuchen, das Berendt-Lehmann-Museum, die Friedhöfe. Warum hat mich diese Geschichte zur DDR-Zeit so wenig interessiert?

160 verbliebene Halberstädter Juden mußten sich auf dem Domplatz zum Abtransport sammeln, am 12. April 1942, dem Sonntag nach Ostern, zur Gottesdienstzeit. Die Christengemeinde hat es gesehen. Drei Jahre später, am 8. April 1945, ging Halberstadt unter, auch das am Sonntag nach Ostern, in einem militärisch sinnlosen Luftangriff. Bei Bedford in Mittelengland stiegen die Fliegenden Festungen auf und hatten um 11.20 Uhr Halberstadt erreicht. 2000 Menschen starben.

Als mein Vater 1993 gestorben war, fand ich in seinen Hinterlassenschaften ein paar Ausgaben vom „Martineumsblatt“. Darin werden „Grenzlandfahrten“ der Hitlerjugend geschildert, später der Einmarsch in Polen, in einem menschenverachtenden Tonfall, daß einem das Blut gefriert. Vaters Zeichenlehrer Ernst Datan ist nun Bomberpilot und schwärmt von seiner „Arbeit“ über London mit dem unvergeßlich triumphalen Satz: „Sonnabend nachmittag, mitten in den Hauptverkehr des Wochenendes der Weltstadt, hagelt der Bombenangriff unserer Luftflotte.“

Als Kind hat mich manchmal gegraust, wie nahe jener Zeit ich selbst geboren wurde. Sie rückte fern und ferner, dennoch bleibt meine Zwischengeneration vom Krieg geprägt. Wir können elterlich spüren, was Krieg bedeutet. Unsere Kinder, sollte man meinen, sind besser dran. Doch manchmal möchte man denken, die Linie der Fortschrittsgeschichte, wie krumm auch immer, biege sich wieder zum Kreis. Es gibt einen weiteren Tag der Einheit: den 11. September 2001. Seit damals wissen die Deutschen, Ost wie West, daß wir uns außenpolitisch im selben Boot befinden. Heute kommt nahezu die Hälfte der deutschen Afghanistan-Soldaten aus den sogenannten neuen Bundesländern. Die Bundeswehr, mithin der Krieg, ist im Osten ein begehrter Arbeitsgeber. Diese bittere Pointe gehört zur ehrlichen Bilanz der friedlichen Revolution.

So will ich nicht enden. Sondern damit, daß ich vielleicht erst nach der Wende Halberstadt richtig kennengelernt habe, auch dank der Halberstädter, die mir was erzählten: Werner Hartmann, Sabine Klamroth, Jutta Dick, Jürgen Köster, Horst Zilling, Jacqueline Scholz, Rainer Neugebauer, Ute Huch ... Verzeihung, ich mache drei Punkte. Für viele Häuser, die der 8. April 1945 verschont hatte, kam die Wende zehn Jahre zu spät, aber wenigstens nicht für jegliches Alte. Walter Gemms Halberstadt ist unwiderbringlich, obwohl mein historienseliges Onkel Armin Dieckmann am liebsten alles wieder aufgebaut hätte wie früher.

Ich entsinne mich des 3. September 1998. Wo sich jahrzehntelang Parkplatz und Brache erstreckten, war Halberstadts neues Zentrum erstanden. Erst an diesem Tag ging Halberstadts Nachkriegszeit zu Ende. Von der Magdeburger Schriftstellerin Annett Gröschner stammt der Satz: Ich glaube an die Verwandtschaft der verbrannten Städte. – Und ich denke, daß die Bewohner der verbrannten Städte in Ost und West besonders gut wissen, wie und wann Deutschlands Teilung begann: nicht 1949, sondern am 30. Januar 1933, als Hindenburg Hitler zum Reichskanzler machte.

Mein Lebtag unvergessen bleibt mir Johann-Peter Hinz. An jenem 3. September 1998 steht er auf der Bühne am Fischmarkt, umwimmelt von freudigem Volk. Vor allem die Älteren können kaum fassen, daß Halberstadts ein neues Herz bekam. Hinz weist empor zur Martini-

Turmuhr, deren Zeiger im Feuersturm des 8. April 1945 auf 11.28 Uhr festgeschmolzen wurden. Mit schwimmenden Augen, mit schwanker Stimme spricht er Kurt Klamroths Halberstädter Untergangsgedicht: *Halb zwölf zeigt das starre Zifferblatt / am Stumpf der Türme der zerstörten Stadt / halb zwölf, oh helle lebensfrohe Stunde / im Sonnenglanz des knospenden Aprils / halb zwölf, oh dunkler Ruf aus Todesgrunde ...* Doch dann erheben sich die Verse, wie gemacht für diesen Tag: *Halb zwölf. Des Lebens lichte Mittagszeit / sie findet über Trümmern und Verwesung / zu neuem Wachstum gläubig uns bereit / in frühlingsstarkem Willen zur Genesung. / Halb zwölf. Uns schlug der Tod, die Zeit in Bann. / Das Leben löst ihn. Blicket auf. Packt an.*

Copyright: Christoph Dieckmann
